



Der Graf Arnaldos.
Nach dem Spanischen.

Wer schiffet dort über die Fluten?
Wer rudert her über das Meer?
Ich sehe den Grafen Arnaldos;
Der ist es, der kömmt über's Meer.

Früh Morgens, am Feste Johannis,
Da ritt ich ganz fröhlich zur Jagd,
Da trug ich den harrenden Falken,
Er harrete der glücklichen Jagd.

Da sah ich das Schiff auf den Wellen,
Die Segel vom Winde geschwellt;
Es schnitten behende die Ruder
Wohl tief in das weichende Feld.

Da sangen die lustigen Schiffer,
Es lächelte heiter und froh
Arnaldos; er sah in die Wellen,
Und redete wünschend und froh:

„Mein Schifflin, mein Schifflin behende,
Erhalte der Himmel dich mir;
Du hast mich so glücklich getragen
Weit über die Wellen, von hier.

Nun trage mich eilig nach Flandern,
Und find' ich mein Liebchen nicht dort,
So führe mich sicher nach Frankreich,
Und führe nach Welschland mich fort.“

Da sangen die lustigen Schiffer,
Es schwellte die Segel der Wind,
Die Ruder durchschnitten die Wellen,
Sie kamen, und wichen geschwind.

Es hob sich mein steigender Falke;
Das eilende Schifflin verschwand.
Wer sagt mir vom Grafen Arnaldos,
Und wo er sein Liebchen noch fand?

D. A. Vulpius.

Die goldne Hochzeit.
(Fortsetzung.)

Wir hatten uns einmal nach einem sehr bangen Tage zur Ruhe begeben, die genesende Tante schief sanft neben mir, denn ich verließ sie jetzt selbst in der Nacht nicht, mich hielten trübe Gedanken auf meinem Lager wach. Nicht weit von unserm Dorfe lag ein Haufe Soldaten, von denen wir diesen ganzen Tag viel Plage gehabt hatten, und uns auch jetzt noch nichts Gutes versahen. Unsere Thür war dicht verrammelt, alle Läden doppelt verriegelt, im Hausflur wachten einige starke Knechte, nebst dem alten Bedienten. Es mochte Mitternacht seyn, als laute Schläge am Hauptthor mich aus einem eben beginnenden Schlummer weckten. Laß sie nur klopfen, sagte Martin draußen, wir machen nicht auf. Ich erhob mich zitternd, auch die Tante erwachte, und

fragte mit Angst, was es gäbe. Das Klopfen ward immer lauter, wir vernahmen Flüche und Drohungen, mit ungestümen Forderungen gemischt, die wir nicht zu befriedigen wußten, weil uns der verfloßene Tag fast aller Lebensmittel beraubt hatte. Bebebend warf ich einen Mantel um, und ging in den Keller, um die Drohenden mit Wein zu beruhigen. Martin öffnete ein kleines Fenster, und reichte die Flaschen hinaus, man nahm sie, aber Wuth und Flüchen verdoppelte sich nur, mich schauderte bei Anhörung dieser rohen Worte, und vergebens strebte ich, der Tante mein Entsetzen zu verbergen. Endlich ward alles still; Martin berichtete, daß die Soldaten sich verlorren, wir athmeten wieder ruhiger, doch nicht lange, so begann der Lärm von einer andern Seite. Die Wüthenden, von dem genossenen Weine noch stärker berauscht, machten Anstalt, die Gartenthür zu sprengen. Ich riß die zitternde Tante aus dem Bett, und bekleidete sie schnell zur Flucht, denn was wir draußen hörten, ließ uns keine andere Rettung hoffen. Da kam uns Hülfe. Ein Offizier mit wenigen Soldaten kam des Weges, sah den Frevel der Trunkenen und schlug sie in die Flucht. Nach einigen Augenblicken, die er zu sichernden Anstalten verwandte, trat er höflich zu uns ein, und kündigte uns an, daß er einige Tage verweilen, und hier Quartier nehmen würde. Jeder Retter wäre mir jetzt wohl wie ein höheres Wesen erschienen, aber dieser machte sogleich einen tieferen Eindruck auf mich, und noch jetzt, ach nach so vielen Jahren, ist seine Gestalt mir unvergessen. Er ward auf ein Zimmer zur Ruhe geführt, und da seine Leute uns bewachten, konnten wir nun sicher schlafen. Aber nur die Tante schlief — ich wachte! In meinem Herzen fehlte die gewohnte Stille, ich dachte unaufhörlich an den Morgen, und wie ich den fremden Gast bewirthen wollte, ja ich glaube, ich überlegte meinen Anzug, der mich noch nie so viel Kopfbrechen gekostet hatte.

Der Morgen kam, ich war viel früher auf, als gewöhnlich, und hatte mich recht hübsch gekleidet. Der Lieutenant erschien beim Frühstück, und während ich ihn nur verstohlen betrachtete, sprach er viel und sehr artig mit der Tante, doch sah er oft genug mit seinen glänzenden schwarzen Augen nach mir hin, und jeder Blick färbte meine Wange mit höherer Blut. Zu sprechen wagte ich nicht, denn zu meiner Zeit waren die Mädchen noch gar still und schüchtern; kaum konnte ich antworten, wenn er mich etwas fragte. Er blieb den ganzen Tag über bei uns, bis auf ein Stündchen, wo er zu seinen Leuten vor

Dorf ritt. Er erzählte uns mancherlei, und so viel Großes von seinem Könige, daß ich dem recht gut zu werden anfing. Dabei nahm er mir scherzend mein Fillet aus der Hand, und strickte daran, daß es eine Lust war. Abends spielte er Piquet mit der Tante, das ich immer nicht hatte lernen wollen, und gewann damit ihr ganzes Herz. Der Tag war mir wie ein Augenblick vergangen.

Plotow, so hieß der Lieutenant, blieb mit seinen Leuten volle acht Tage bei uns stehen, und wurde mir immer lieber. Doch verschloß ich das tief in mein Herz, und so deutlich er auch Neigung für mich, und eine recht achtungsvolle zarte Neigung zeigte, die mich im Stillen sehr beglückte, so hütete ich mich dennoch sorgfältig, ihm sehen zu lassen, was in mir vorging. Aber meine Einsamkeit kam mir gar nicht mehr traurig vor. Unsere Gegend sah ich mit ganz andern Augen an, denn er pflegte die freundliche, reichbebaute Ebene, mit ihren kleinen angenehmen Gebüsch und Wiesen, oft zu loben, wie hätte sie mir nicht gefallen sollen. Auch die Tante war für Plotow sehr eingenommen, und meinte, es sei ewig schade, daß er ein Kriegsmann geworden wäre, denn sie haßte diesen Stand, und fast alles was ihm anhing. Er aber war ihr eine rühmliche Ausnahme. Still und ernst, und doch recht angenehm unterhaltend, mäßig im Trunke, und ehrerbietig gegen die Frauen, auch recht kindlich gesinnt gegen eine abwesende Mutter, von der er oft mit Rührung sprach, und vor allen kein Verächter Gottes und seines Wortes. O! wie still entzückt saß ich neben der Tante, wenn sie Abends vor dem Schlafengehen, diese Tugenden herzählte. Alle hatte ich schon bemerkt, und mir oftmals wiederholt, aber es ist doch noch süßer, so etwas aus fremdem Munde zu hören. Ich hätte der Tante um den Hals fallen mögen für ihre verständige Schätzung seiner Verdienste; aber ich stimmte nicht ein, und warf wohl eher einen Zweifel auf, um das angenehme Gespräch zu verlängern.

Endlich kam der Augenblick des Abschiedes, an den ich noch nie recht ernstlich gedacht hatte. Da er ihn uns bei der Abendmahlzeit ankündigte, fühlte ich erst, wie es um mein Herz stand, und der große Suppenlöffel, mit welchem ich eben vorlegte, zitterte so sehr in meiner Hand, daß ich einen mächtigen Fleck auf das Tischtuch machte. Beschämt sah ich vor mich nieder, und wie ich ihm nachher die Suppe reichte, blickte er mich mit einem traurigen Blick forschend an, ich ließ seine ganze Seele in den auf mich

gerichteten Augen. Er sagte dann, daß er nach Leipzig zu stehen käme, wo sein Aufenthalt längere Zeit dauern könne, und bat die Tante um Erlaubniß, uns zuweilen zu besuchen. Das war ein Trost, und die Tante gewährte seine Bitte gern. Doch schloß ich diese Nacht kein Auge, und dachte immer an ihn und die Trennung. Nach einem kurzen Frühstück kam sein Pferd, er sagte uns gerührt Lebewohl; als er meine Hand ergriff, sie zu küssen, fühlte ich ein kleines Papier in dieselbe gleiten, und ehe ich mich noch besann, war sein Pferd mit ihm davon gesprengt. Ach nun war alles so leer! Ich wollte gleich auf mein Zimmer, zu sehen, was das Briefchen enthielt, aber die Tante ließ mich nicht weg, ich mußte ihr bei einem Geschäft helfen, und gerade heute, da ich gar keine Lust hatte zu hören, war sie gesprächiger, als je. Dazu war mir immer, als müsse sie mir es ansehen, was ich verbarg, und ich wagte nicht ihrem Auge zu begegnen. So ging es bis nach Tische, wo ihr Mittagsschlaf mir Zeit ließ, mein Papier zu entfalten, und mit stiller Seligkeit zu lesen.

Solche Briefe sind zu allen Zeiten geschrieben worden, und gefallen nur der, an die sie gerichtet sind. Darum sage ich nicht, was der Meinige enthielt. Ich sah daraus, daß ich geliebt war, ich ward um Gegenliebe, um Hoffnung gebeten, nur um ein einziges gütiges Wort, beim nächsten Besuch. Daß von ewiger Verbindung die Rede war, läßt sich denken, und die Tante, wie der Krieg, waren nur kleine Hindernisse. Auch ich übersprang sie behend, und flog im seligen Traum, auf den Gipfel des Glücks. Das sind die Gefühle eines siebenzehnjährigen Mädchens, das zum erstenmale die Bezauberung der Liebe empfindet. Lächelnd, aber nicht ohne süße Rührung, denkt man im Alter an sie zurück, wenn der Schnee der Jahre nicht das Herz erkältend getroffen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

E i n T r a u m.

Wie glücklich war ich gestern im Traum,
Ich saß auf einem hohen Throne,
Hatt' Land und Leute, Zepter und Krone; —
Doch ach — erwachet war ich kaum
So war all' die Herrlichkeit wieder dahin,
Gern ließ' ich sie fahren mit leichtem Sinn,
Nur Eines vermist' ich — die Königin.

J. F. Castelli.

Ähnlichkeit und Verschiedenheit.

Verstand und Genie, beide nenn' ich ein Licht,
Doch ist ja ein Blitz die Sonne noch nicht.

J. F. Castelli.

A n e k d o t e.

König Jakob I. von England, fragte einst seine versammelten Rätthe, ob er, wenn es das Bedürfniß der öffentlichen Verwaltung verlangen sollte, von seinen Unterthanen Geld erheben könne, ohne die weitläufige Dazwischenkunft des Parlaments. O das könnt Ihr allerdings, erwiederte der Bischof Neil, Ihr seid der Athem unserer Brust. Der Bischof Andrews wollte der Antwort ausweichen, aber der König drang in ihn und wollte keine Ausflucht gelten lassen. Nun, ich glaube, hob er endlich an, Eure Majestät kann meinem Bruder Neil rechtmäßiger Weise sein Geld nehmen, weil er sagt, daß Ihr's könnt.

L.

Siebenzig Blättchen

von Erwin.

21.

Welchem Aste die Kraft entweicht, den spaltet der Sturmwind.

Walle, mein Herz, du beugst — aber du brichst nicht den Muth.

22.

Schwer belastet vom Schnee senkt tief zur Erde der Baum sich;

Doch die Sonne erscheint, Bürde zerstiebt und er steht.

23.

Mitten im Schmerze der Sehnsucht ertönen tröstende Worte,

Und dem Kummer enthebt frei sich das tiefe Gemüth.

24.

Sehnen und Liebe umfassen das Leben jeglichen Jahres;

Rothblau strahlen im Lenz, blühen die Blumen im Herbst.

25.

Hoffnung bleibt die getreue Gefährtin des schwindenden Lebens;

Grün erblühet das Moos unter der Hülle des Frosts.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

Ihren Wunsch: über die von Fouquet gedichtete und von Hoffmann in Musik gesetzte Zauber-Oper *Undine* etwas zu hören, kann ich erst jetzt erfüllen, da zufällige Umstände mich bisher abhielten, sie zu sehn. Sie ist nicht mehr neu zu nennen, und gleichwohl ist das Haus, so oft sie gegeben wird, immer gedrängt voll. Hieraus sollte man schließen, daß sie allgemein sehr viel Beifall findet, und doch ist dies eigentlich nicht der Fall. Auch das letztemal war die Versammlung sehr zahlreich, sie verhielt sich aber die ganze Vorstellung hindurch überaus leidend und nur am Schlusse des ersten und des letzten Aktes bezeugte man einigen Beifall. Es ließt sich gar nicht verkennen, daß die Theilnahme der Zuschauer nur lau war, und daß ihnen, einige Scenen ausgenommen, nur die trefflichen Decorationen Genuß gewährten. Man fühlt sich auch in der That, bei dem besten Willen, sich von dem Dichter und Componisten poetisch täuschen und in eine Zauberwelt versetzen zu lassen, fast immer nur angenehm unterhalten und mannigfaltig angeregt, angezogen und gefesselt fühlt man sich selten, nur stellenweise, und das Ganze fließt kein wahres inniges Interesse ein; kurz, man vermißt das eigentliche Leben, ohne welches alle Zauber mittel unwirksam bleiben müssen.

Allgemein ist die Klage über Unverständlichkeit, und doch läßt sich nicht behaupten, daß der Dichter in der Angabe der Haupt- und Nebenumstände nicht klar und deutlich genug sei. Diese Klage mag aber dennoch ihren guten Grund haben. Man findet nämlich, wie es scheint, den Hauptgedanken des Singspiels befremdend, und zugleich nicht anschaulich genug dargestellt. Wir sind gewöhnt, uns die Wassergeister als schadenfrohe, dem Menschen verderbliche Wesen zu denken, und in diesem Charakter erscheinen auch hier alle, *Undine* allein ausgenommen, die doch als die Fürstin dieser Geister auftritt. Die doppelte Rolle nun, die sie als solche und als des Ritters Gemahlin spielt, läßt sie als ein zweideutiges Wesen erscheinen; so weiß man nicht recht, ob sie als Elementargeist wie eine höhere Natur zu betrachten ist, was in so fern der Fall zu sein scheint, als sie Zauberkünste übt, auf der andern Seite aber wiederum nicht, indem sie durch die Verbindung mit dem Ritter und durch die Erlangung einer Seele aus der elementarischen Geisterwelt sich zu befreier hofft. Der Wunsch, Mensch zu werden, wird ganz allgemein, mit dürren Worten ausgesprochen, und daß sie es nun geworden, erkennt man bloß daran, daß sie jetzt nichts als Zärtlichkeit und Wehmuth ist, wie sie vorher lauter Muthwillen und Schadenfreude war.

In diesen beiden Hauptmomenten vermißt man nicht ohne Grund, die gehörige Klarheit und Anschaulichkeit. Der Zuschauer fühlt sich gleichsam in die Dichtung hineingeworfen, und kann nun darin nicht recht einheimisch werden. Kaum hat er *Undine* als weiblichen Wassergeist etwas kennen gelernt, so sieht er sie plötzlich verwandelt, und zwar nur in Hinsicht ihres Innern. Er sieht sie als dieselbe und muß sie sich doch anders denken; sie ist eine Nixe und ist es auch nicht. Daß sie jenes ist, wird ihm eigentlich nur durch die Erscheinungen des Kühleborns, der sie der Menschenwelt durch List wieder zu entführen sucht, einigermaßen anschaulich. Denn *Undine* vermeidet sorgfältig alles, was an ihre elementarische Natur erinnern könnte. Sie hat diese auf einmal ganz abgelegt, und ist so übertoll von

Zärtlichkeit und Menschenliebe, daß sie wie ein bloßer Naturtrieb erscheint.

Durch dieses Instinktmäßige sich immer und überall gleich Aeußernde, wird *Undine*, über die der Zuschauer nicht recht ins Klare kommt, überdies noch einförmig, und da gar keine Gründe angeführt werden, warum der Ritter ihr so total untreu wird und der nichts weniger als liebenswürdig geschilderten, stolzen *Berthalda* seine Liebe zuwendet, so wird man auf die Vermuthung gebracht, daß der Ritter bloß darum von ihr abgefallen sei, weil er ihrer unaufhörlichen, überfließenden Zärtlichkeit überdrüssig geworden — eine Vermuthung, die natürlich *Undinen* nicht zum Vortheil gereicht. Noch einförmiger ist der Ritter *Hildebrand* geschildert, und nicht nur dies, sondern sogar so schwach und unbeständig, daß man nicht begreift, wie er zu den stattlichen Lobpreisungen kommt, womit bei jeder Gelegenheit von ihm gesprochen wird. Man begreift eben so wenig, wie *Undine*, grade diesen Ritter so vor allen vortrefflich finden und ihre Menschwerdung nur von ihm empfangen möchte; nicht zu gedenken, daß sie um ihn sich tod zu weinen gelobte. Ist es nun wohl zu verwundern, daß der Zuschauer weder für *Undinen* noch für den Ritter lebhaftere Theilnahme fühlt? Er kann sie kaum unterhaltend finden, wenn er es genau nehmen will.

Diese Einförmigkeit wäre, sollte man meinen, leicht zu vermeiden gewesen. Der Dichter durfte nur *Undinen* etwas von ihrem Geiste lassen, und nicht die ganze Seele des Ritters zu ihrer Menschwerdung verwenden. Denn es ist in der That, als habe *Undine* auf einmal allen Geist, und der Ritter die ganze Seele eingebüßt. Dies zeigt sich besonders in dem Verhältnisse beider zur *Berthalda*. *Undine* hätte doch wohl, wenn ihr nicht aller Geist abhanden gekommen, vorhersehen müssen, daß diesem stolzen hoffärtigen Weibe die plötzliche Entdeckung ihrer gemeinen Herkunft, in Gegenwart des ganzen herzoglichen Hofes, nichts weniger als erfreulich sein würde. Sie ist nun über ihr rohes Benehmen nicht wenig entrüstet und fragt sie verwundert: ob sie etwa keine Seele habe? Diese vielsagende Frage hat sie aber wieder gänzlich vergessen, als ihr Gemahl der Vertriebenen sich annimmt und sie auf seine Burg bringt; da ist sie sogleich wieder ganz Seele, und nimmt sie freudig bei sich auf. Auf diese Weise kann ihre Seelengüte nicht wohl anders denn als Schwäche erscheinen. Von des schwachen Ritters Wankelmuth ist schon die Rede gewesen. —

Kühleborn ist allein ein wahrer Charakter, der wirklich weiß was er will und darnach handelt. Seine Erscheinung befriedigt daher auch im Ganzen am meisten, und würde, wäre Alles übrige so folgerichtig durchgeführt, von großer Wirkung seyn. Nur einmal wird er unabsichtlich komisch, wie er nämlich, als der Fischer, um ihn los zu werden, mit dem Vater *Heilmann* droht, sogleich auf die bloße Nennung dieses Namens verschwindet.

Der fromme Vater *Heilmann* macht eine etwas sonderbare Figur. Er ist der *Undine*, trotz ihres Nixthums, mit unendlicher Liebe zugethan, ohne daß man weiß, warum? — und am Schlusse, als das Chor wehklagt, daß die grause Nacht den armen Ritter zu dunkeln Thoren hinabgezogen, ruft er tröstend aus:

O Ritter!

Des Himmels mitder Bitte,

Hat ihn zum reinen Liebestod erkobren.

Das Thor wird nun auch gleich anderes Sinnes, und wünscht, auch bei *Undinen* zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)